



Der Autor in nordafrikanischer Tracht

*Über Land, manchmal auch über
Wasser, zu Fuß und
öffentlichen Verkehrsmitteln
nach Kapstadt*

*Eine Reise durch Afrika 1972
und 1973*

*Teil 2: Von Las Palmas nach
Timbuktu*

Klaus Röder

Nachdem ich zum letzten Mal aus Dakar geschrieben habe, hat sich nicht allzu viel ereignet. Den letzten Monat habe ich mit ziemlich erfolglosem Suchen und Warten verbracht. Doch das etwas detaillierter. In Dakar verbrachte ich ungefähr 10 Tage. Die erste Zeit bei Afrikanern in der Altstadt, die eigentlich nicht alt ist, sondern nur der Innere Teil des ziemlich modernen und europäischen Dakar, den Rest am Strand, wo ich ein Zelt mit einem Amerikaner teilte. weil ich bei aller Dankbarkeit für senegalesische Gastfreundschaft (man gab mir ein Zimmer und mindestens fünf Mahlzeiten am Tag) keine fünf Minuten für mich allein hatte. Man versuchte so vollständig Besitz von mir zu ergreifen, dass ich mir etwas eingeengt vorkam. Nachdem ich intensiv und vergeblich in Dakar nach Schiffen nach Südamerika gesucht hatte, und ich auch keine Hoffnung für die Zukunft hatte, nahm ich das erste Schiff zurück nach Las Palmas auf den Kanarischen Inseln. Ich hätte besser auf das zweite oder dritte gewartet, denn die drei Tage auf einer Touristen - Kreuzfahrt für 'ne Menge Geld waren ziemlich frustrierend nach reichlich guten Wochen in Afrika, ist war aber eine ganz gute Vorbereitung auf Las Palmas, das so ziemlich das größte Touristenzentrum ist, das ich gesehen habe. Mit Riesenhotels, unzähligen Bars, voll gepacktem Strand und Tausenden von Touristen, die mit Neckermann für drei Wochen dem Winter entfliehen wollen, und dann auf die ziemlich verregneten Kanarischen Inseln kommen. In dem Milieu der Leute, die ohne festes Ziel reisen, findet man viele, die psychisch ziemlich kaputt sind, viele, die stehlen, andere, die betteln. Jedenfalls ist die Stadt eine ziemlich deprimierende Umgebung, und die Tatsache, dass es für weniger als 800 Mark unmöglich war, ein Schiff nach Brasilien zu -finden, trug auch nicht dazu bei, dass ich mich wesentlich wohler fühlte. Andererseits verbrachte ich ein paar Tage in den Dünen im Süden von Gran Canaria mit ein paar Leuten, die dort schon seit ein paar Monaten zelteten, was wegen der Ruhe und des guten Wetters ganz erholsam war. Und ich lernte einige ganz nette Leute kennen, lebte in einer ziemlich billigen und angenehmen Pension, aß gut in einem ständig überfüllten, weil ebenfalls billigen, Restaurant, was meine Stimmung, die manchmal wirklich ziemlich knapp über dem Nullpunkt war, etwas besserte. Nach zwei Wochen entschloss ich mich, wieder nach Afrika zurückzugehen und fand gestern, aufatmend, weil ich endlich Las Palmas verlassen kann, ein Schiff nach Sierra Leone (Freetown), von wo ich hoffentlich morgens in Richtung Süden fahre. Man hatte mir erzählt, Las Palmas wäre die Hauptzwischenstation für den Europa-Südamerika Verkehr, was auch zutrifft.

Ansonsten geht es mir gut, bin satt und sonnengebräunt Klaus

Die Fahrt auf einem polnischen Frachter, der Passagiere transportiert war auch abwechslungsreich. Besonders in Erinnerung ist mir eine Abfahrtsepisode. Wir reisten zu 4. Zwei Jungs ein Holländer und ein anderer dessen Nationalität mir nicht mehr in Erinnerung ist, eine Französin Martine mit der ich befreundet war und ich. Die Jungs wollten nach

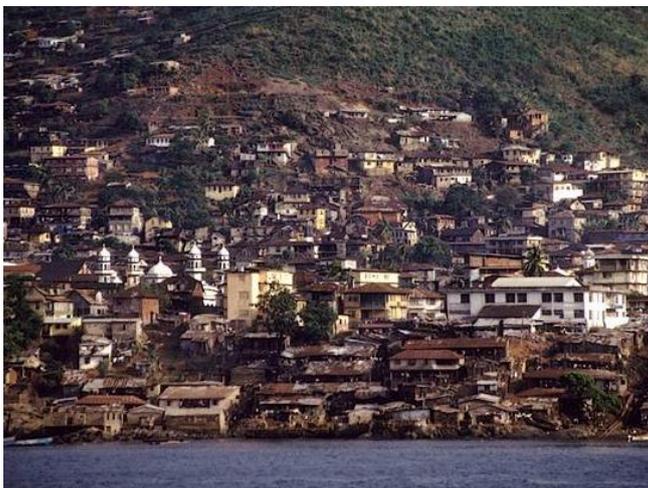


Foto 1 : Freetown

Abidjan, wir nach Freetown. Die Zeit zum ersten Abfahrtstermin nutzten Martine und ich zum letzten Einkaufen in Las Palmas, als wir zum Hafen zurückkamen, sahen wir unser polnisches Schiff gerade von de Hafenufer ablegen. Leider war unser Gepäck auf dem Schiff geblieben. Wir waren sehr erleichtert zu erfahren, dass unsere beiden Reisebegleiter unser Gepäck an sich genommen hatten, denn das Schiff musste zur Reparatur ins Dock und fuhr nicht nach Afrika. Wir warteten dann weitere 2 Wochen auf den nächsten polnischen Frachter.

Leider ist der Brief aus Freetown nicht bei den Kopien. Der 4. Brief fehlt also. Aus meiner Erinnerung verbrachten wir schöne Tage in einer herrlich gelegenen Stadt auf Hügeln am Meer. Kleine Holzhäuser waren die ortsüblichen Unterkünfte. Die Situation war ruhig und friedlich. Das sollte sich ja in den 90er Jahren stark ändern. Im Jahr 1986 war ich noch mal beruflich in Freetown, da war die Situation schon stark angespannt, keine Gehälter für Staatsangestellte, das bedeutete Raubzüge der Polizei bei Strassensperren und ähnliches. Strom gab es etwa 2 Stunden am Tag, die Inflation galoppierte. Der Buergerkrieg begann dann etwa 1991 mit Auswirkungen bis heute. Aber wer sagt's denn, ich habe den Brief doch noch gefunden...

Vierter Brief, Bo, den 23.04.1972

Nachdem ich im letzten Brief aus Las Palmas fälschlicherweise meine Abreise nach Sierra Leone angekündigt hatte, ich verpasste das Schiff um ungefähr fünf Minuten, sah gerade, als ich in den Hafen kam, wie sich das Schiffsheck vom Ufer entfernte. Das war ein einerinnerungswürdiger Anblick.

Nun ist es mir nach fünf Wochen endlich gelungen, die Kanarischen Inseln wieder zu verlassen und nach 10 Tagen auf einem polnischen Frachter bis Freetown zu kommen.

Nachdem ich da Schiff versäumt hatte, packte ich am nächsten Morgen frustriert meine Sachen und floh aus Las Palmas nach Arguineguin, einem kleinen Dorf im Süden wo zwar, wie überall, Touristen in nicht zu übersehender Zahl auftauchen, doch eine kleine Pension in der ich meine Mahlzeiten selbst zubereiten konnte, billiges Bier und Fisch und ein felsiger Strand ohne allzu viel Leute, Spaziergänge in den Bergen, machten das Leben erheblich angenehmer als in der Hauptstadt im Norden.

Doch der Augenblick kam schließlich, auf den ich seit ungefähr fünf Wochen gewartet hatte. Ein Frachter aus Stettin, nach mich nach ungefähr fünfzehn Besuchen auf der zuständigen Schifffahrtsgesellschaft (die in ihrer Arbeitsweise anti-spanischen Vorurteilen sehr weit entgegenkam) mit, zusammen mit fünf anderen Reisenden nach Sierra Leone.

Die zehn Tage (zwischendurch wurde Ladung gelöscht und geladen) auf dem Schiff mit den Polen, die meisten waren unwahrscheinlich nett und gastfreundlich und den Mitfahrern, die meisten stiegen in Dakar aus, waren wirklich ruhig und vor allem erholsam: Vier Mahlzeiten am Tag, der Kühlschrank stand ständig zur Verfügung, Kabine mit Bad und Aufenthaltsraum, abends regelmäßiges Trinken mit den Polen. Nur der Geschmack von 96° Alkohol pur getrunken, konnten wir mit unseren Gastgebern nicht ganz teilen.

Freetown in Sierra Leone, heiß und feucht, wie zu erwarten, voller Leben, teuer, aber unter den Küstenstädten in Westafrika, die ich kenne, eine der besten. Trotzdem fuhr ich nach 2 Tagen weiter nach Bo, wo ich einen Peace Corp Freiwilligen (amerikanischer Entwicklungshelfer) traf, er mich in sein Haus etwa 50 km nördlich in Usala-Konzoga mitnahm. Dies war ein Ort am Ende der Küste (? müsste dann eigentlich südlich gewesen sein), umgeben von Wald, mit nur drei Nicht-Afrikanern, dem ich die bisher wahrscheinlich beste Woche verdanke: mit Spaziergängen im Busch, Ausruhen in der Hängematte im Dorfzentrum (einem Platz und einer Art öffentlichem Treffpunkt), vielen Affen, noch mehr Insekten, wunderbaren Vögeln, Waschen im Fluss und mit großartigem Essen (Woloff-Reis, Plataines – Kochbananen etc.) und abends dazu Palmwein, dessen Geschmack an Sekt erinnert nur dass im Sekt gewöhnlich nicht so viele Tiere schwimmen. Ich hoffe bald in Abidjan zu sein um so baldmöglichst nach Mali un Niger weiterzufahren. Da ich hoffentlich und wahrscheinlich durch Niamey (Niger) kommen werde, könnt Ihr mir postlagernd schreiben.

Fünfter Brief, Abidjan den 5.5.1972

Es ist zwar noch nicht allzu lange her, dass ich aus Sierra Leone geschrieben habe, Andererseits ist es nicht aber gut möglich das ein Brief in die Mühlen der Post gerät, in denen wahrscheinlich verschwindet, z. B. erzählte mir ein irischer Priester in Sierra Leone, bei dem wir einen sehr guten Abend verbrachten, dass der lokalen Polizeimeister, ständig aus Mangel an Abwechslung, etwa die Hälfte der Briefe zu öffnen und zu lesen pflegt. Ob er sie dann wieder schließt und abschickt war nicht in Erfahrung zubringen. Nun will ich keineswegs irgendwelche Vorurteile gegen Afrika beleben, im Gegenteil: die Freundlichkeit und Offenheit,

sowie die Gastfreundschaft in Afrika findet man sehr viel seltener in Europa. Aber das habe ich sicher schon beim letzten Mal aus Afrika geschrieben. Die Arbeitsweise, bei der man natürlich auch nicht verallgemeinern kann, hängt wohl einerseits mit dem Klima zusammen, andererseits mit dem europäischen Einfluss. Ich würde auch nicht gerne arbeiten, wenn ich sehe, das Europäer, das heißt ein weißer, zehnmal so viel wie ich verdient, ohne mehr zu leisten jedenfalls ohne eine andere Qualifikation zu haben als weiße Haut. Südafrika hat einen legalisierten Rassismus während viele andere Länder, besonders in großen Städten mit starken europäischen Minderheiten, einen unerklärten Rassismus praktizieren der sicher nicht besser ist. Natürlich gibt es eine große Menge Ausländer, besonders viele jungen Peace-Corps Leute, die vernünftige Arbeit leisten, ohne die für viele so typische Arroganz des weißen Mannes an den Tag zulegen. Aber nach meiner Erfahrung ist es nicht die Mehrheit.

Nach Sierra Leone fuhren wir, von Las Palmas aus bin ich mit Martine, einer Französin zusammen gereist, die auch nach Abidjan wollte und mit der ich mich größtenteils ganz gut verstanden habe, nach Liberia durch Urwald wie im Film, rechts und links der Piste 20 Meter hoch und dicht die eine Mauer, verbrachten die meisten Nächte bei Peace-Corps Freiwilligen, deren Gastfreundschaft wirklich erstaunlich war. In Sanequelle in Ostliberia blieben wir einige Tage bei etwas trockenem kühleren Klima, aßen guten lernten ein wenig den umliegenden Busch kennen, wo die Afrikaner, das ist die übliche Form des Ackerbaus in dem tropischen Wald, schreiend und singend ein paar Quadratkilometer Holz abbrannten, um anschließend

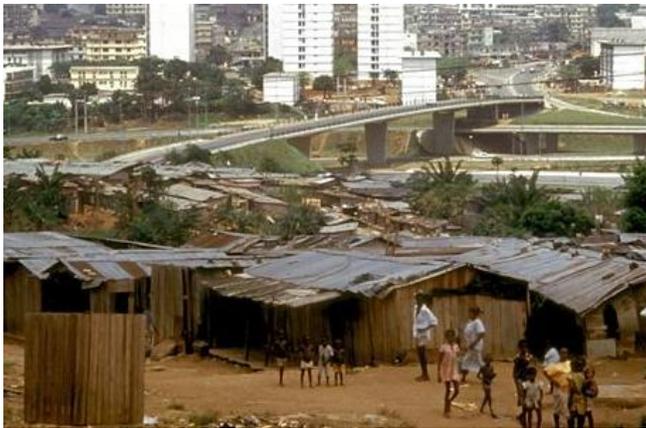


Foto 2 :Abidjan

nach dem alle Baumstämme mit der Hand und der Machete entfernt sind Reis anzubauen, eine ziemlich anstrengende Sache, zumal wenn man wie hier, jedes Jahr anderes Feld vorbereiten muss. Peace-Corps und verschiedene Organisationen haben, was wirklich sehr nützlich ist, die Sumpf Kultur eingeführt, der bedeutend bessere Ertrag bringt. Martine wird in Abidjan, als Französin wahrscheinlich nicht allzu schwierig, versuchen,

Arbeit zu finden, während ich (die Stadt ist mir zu groß und zu wenig afrikanische), nach Ghana, Mali und Niger weiterzukommen hoffe, wohin ihr mir schreiben könnt. Alles gute Klaus

6. Brief Timbuktu, den 8.6.72

Es ist ziemlich lange her, dass ich zum letzten Mal geschrieben habe, und da ich nicht weiß, wie lange die Post braucht, um Timbuktu zu verlassen, wird es sicher noch einige Tage dauern, dass dieser Brief Such erreicht. Geplant hatte ich, von Niamey aus zu schreiben, wo ich Anfang Juni zu sein hoffte.. Doch kannte ich vorher die Verkehrs-Verbindungen in Nord-Mali nicht, über die ich noch einiges zu berichten habe. Jedenfalls tat es mir Leid, wenn Ihr mich schon im Sandsturm, verdursten saht. Aber einerseits seid Ihr mittlerweile doch wohl gewohnt, dass ich in Afrika bin, wo die lauenden Gefahren (das habe ich sicher schon öfter geschrieben) nicht größer sind als bei uns und andererseits die Tatsache, dass ich mich nur in kleinen Orten aufhalte (Timbuktu ist für unsere Verhältnisse ein größeres Dorf)eine regelmäßige Postverbindung ziemlich schwierig machte. Kurz nachdem ich in Abidjan meine Visa - Angelegenheiten für Mali erledigt hatte, machte ich mich auf die Reise. Nachdem ich vier wirklich gute Tage dort verbracht hatte: Französische Freunde, die ich aus Mauretania kannte, und die einen extrem gut bezahlten Job durch Zufall gefunden hatten, ließen mich an ihrem unerwarteten Wohlstand teilhaben und verpflegten mich aufs beste. In zwei Tagen war ich in Bamako (Mali),in weiteren drei Tagen in Djenné,

einem kleinen Dorf südlich von Mopti, wo ich mich ein wenig von den fünf Tagen auf der Straße (Autostop) erholte. Es ging wie an der Entfernung abzuschätzen ist, extrem gut. Djenné liegt etwas abseits der Hauptstraße, kann nur in der Trockenzeit über 30 km Piste erreicht werden (sonst mit einheimischen Kanus = Pirogen). Es liegt wie eine Burg auf einer Anhöhe und ist so ziemlich vollkommen vom Wasser des Bani, Nebenfluss des Niger, umgeben. Im Januar muss es wirklich wie eine Insel aussehen, die nur mit Booten zu erreichen ist. In den sechs Tagen, die ich dort verbrachte war ich bis auf einen Tag, an den zwei Duvabous (weiße Männer) zur Besichtigung des Markttages kamen, der einzige Europäer in der Stadt, fand nach einem Tag jemand, bei dem ich wohnen konnte, verbrachte dort einige Nächte in einem Hof mit etwa sehn jungen Maliern, die in Djenné zur Schule gingen, diskutierte viel, las, zeichnete, sah mich im Ort um, der ganz einheitlich aus Fluss-Schlamm - Ziegelsteinen gebaut ist und dadurch einer der schönsten Orte ist, die ich in Afrika gesehen habe. Die Abende verbrachte ich in der größten Moschee, die für dortige Verhältnisse wirklich riesige Ausmaße hat, schattig und ganz ruhig ist, außer dem Geräusch, das die Fledermäuse machen, Mit einem, ein paar hundert Quadratmeter großen Flachdach, von dem (oder von dem großen Minarett) man den Markt und die ganze Stadt überblicken kann. Die Moschee steht im Zentrum der Stadt, auf dem großen Marktplatz, und ist ebenfalls aus fahlen braunen Schlammziegeln erbaut. Sie ist in ihrer

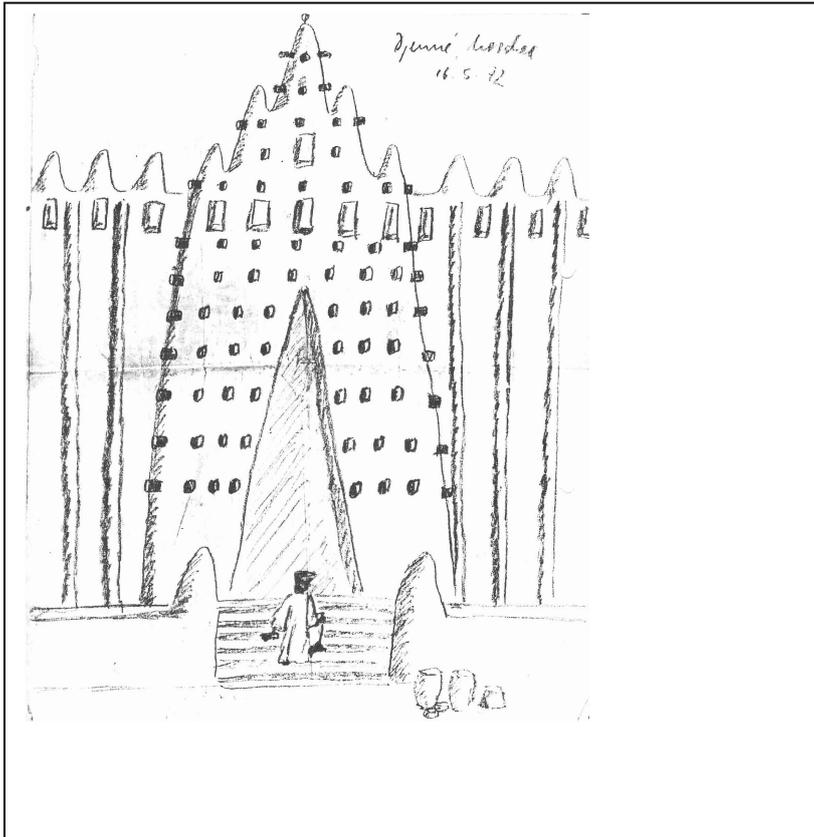


**Foto 3:
Junger
Peulh
(Fulbe)**

Einfachheit, die viel dazu beiträgt, dass die Atmosphäre ruhig ist, ein Gebäude, in dem ich viele Stunden nachdenkend, mich konzentrierend und über Gott und Freiheit meditierend, verbrachte, und wo ich relativ entspannt und zufrieden wurde. Der große Markt am Samstag mit vielen verschiedenen Stammgruppen (Peulh, Boso, Bobo, Dambara usw.), die Frauen, die nachmittags singend und wahrscheinlich die Neuigkeiten austauschend (etwa 20 in 2 Reihen) den Mais oder die Gerste mit Stöcken in Mörsern entschalen bzw. zerkleinern. Tänzer aus der Umgebung, die abends die Bevölkerung mit Musik unterhalten, alles das war ziemlich gut. Die Tatsache, dass der Autokratismus der Polizei mich etwas verwirrte, wie noch einige Male später die für Afrika ungewohnte Unfreundlichkeit einiger Offizieller und Halboffizieller, lässt die positiven Eindrücke nur in noch deutlicherer Erinnerung zurück. Von Djenné, ein typischer Tag auf der Straße, brach ich morgens um 6 zu Fuß auf. Nach etwa 4 km wurde es mir zu heiß. Ich legte mich unter einen Baum schlafen und wartete geduldig der kommenden Dinge, wachte noch rechtzeitig auf, um das einzige Buschtaxi des Tages bis zur Asphaltstraße zu erwischen, zahlte nach einigem Handeln 300 FM (2 DM), überquerte den Bani auf der von vier

Männern geschobenen Fähre, wartete an der Ausfallstraße einige weitere Stunden, um einen Lastwagen zu finden, der mich über Umwege (kleine

Abstecher, um Holz zu laden oder Freunde zu besuchen) bis vierzig Kilometer vor Mopti brachte. Während der Fahrt ziemlich viel Regen, glücklicherweise wird man, ebenso wie das Gepäck, in etwa zehn Minuten wieder trocken, selbst wenn man von Feuchtigkeit trieft! In Somadogon wartete ich dann vergeblich auf weiteres Fortkommen, speiste im örtlichen Restaurant Reis und Soße (kostet 35 Pf) spielte abends ein wenig auf der Mundharmonika, und legte mich, nachdem ich mir vorher einen Tee bereitet hatte, in einem leer stehenden Haus zur Ruhe: Ein wirklich guter Tag, vielleicht von Deutschland aus schwer zu verstehen. Aber solche Tage und die von Djenné sind der eigentliche Grund, wieso ich wegfuhr.



Djenné hatte für mich eine besondere Bedeutung, gute Atmosphäre und sehr schöne Moschee, die mir den Tag beruhigte und verschönte. Als ich 1987 mal wieder beruflich in Bamako in Mali zu tun hatte, war es nur natürlich, dass ich mich wieder an die Strasse stellte um Djenné zu besuchen, kam auch gut an, schlechter wieder zurück. Diesmal bezahlte ich natürlich bei Buschtaxis um mitgenommen zu werden. Musste auf dem Rückweg

nochmals übernachten. Eine große Enttäuschung war die Moschee, schön wie vorher aber nicht mehr zugänglich, da französische Modefotografen dort mit ihren Mannequins waren. So wurde es mir erzählt, unwahrscheinlich klingt es nicht, aber es ist sehr schade dass so etwas banales wie Modefotos den Zugang von Menschen, die einen anderen Glauben haben, zu einem der schönsten Gotteshäuser verhindern. Die 4 Zeichnungen habe ich unterwegs mit Kohle angefertigt, sicher nicht große Kunst, aber aus dem Gefühl entstanden, etwas festzuhalten, das mich beeindruckt.

Die Vergnügen, die ich habe, sind ziemlich bescheiden, aber eine Zigarette oder ein Topf Tee können einen ziemlich zufrieden machen, es ist nur eine Frage der Situation. Nach Mopti, wo ich zwei Tage auf einem Flussboot, das in der Hochwasserzeit den Verkehr Mopti - Timbuktu bewältigt, verbrachte, nahm ich eine Pinasse Richtung Timbuktu (Pinasse= 30 Meter langes Holzkanu mit Strohdach, gegen die Sonne natürlich, allerdings schon mit Motor), da die Piste nahezu unbefahrbar ist. Mit etwa 25 anderen Passagieren verbrachte ich 5 Tage auf dem Boot bis Diké, hatte ziemliche Verständigungsschwierigkeiten, nur einer sprach Französisch. Wir schoben das Boot über Sandbänke, gingen viel zu Fuß, während die Crew (Mannschaft) das Boot mühsam vorwärts stakte. Das Wasser ist am Ende der Trockenheit größtenteils nur knietief. Am dritten Tag schoben wir das Boot durch einen etwa 20 km breiten See. Nach vier oder fünf Stunden waten im lauwarmen Wasser, vorbei an riesigen Reiher- und Pelikanschwärmen, war ich nicht nur durch die Hitze (die Temperaturen stiegen Richtung Norden) ständig leicht ermattet, sondern meine Fußsohlen waren durch Flußsaustern und Steine derart zerschnitten, dass ich die nächsten Tage mich nur noch mühsam humpelnd fortbewegen konnte. Die anderen Passagiere waren einerseits intelligenter und trugen Plastischuhe oder waren, wie die Besatzung, derart abgehärtet, dass ihren Füßen auch Nagelbretter oder Glasscherben nichts angehabt hätten.

Die nächsten zwei Tage war ich also zwangsweise vom Schieben entbunden, betrachtete die

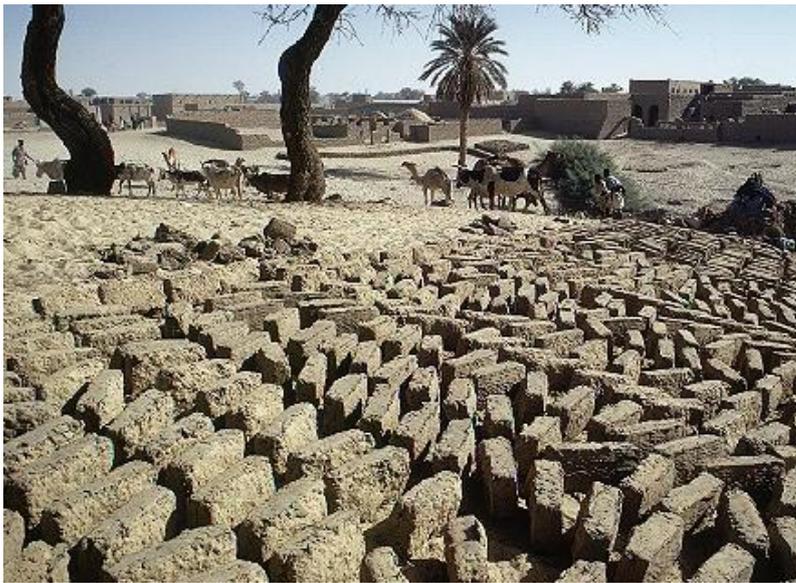


Foto 6: Timbuktu in Mali

geruhsam badenden Flusspferde und die Schilfhütten der Peulh am Ufer und verließ das Boot nur noch, um morgens Reis mit Milch aus dem großen Einheitstopf zu schlürfen, oder mittags und abends Brat - oder Kochfisch mit Reis, im großen Kreis der Mitreisenden, aus der in der Mitte stehenden Blech-Schüssel zu fingern. Gerade gekochter Reis ist nicht so leicht mit der Hand zu essen und hat mir einige Brandblasen an den Fingern eingebracht, Am Ende

der Fahrt war die Verständigung, teils mit Zeichensprache oder Wortfetzen, Französisch oder Bimbaa, schon besser, und es war teilweise richtig traurig, nette Mitreisende in irgend einem kleinen Dorf aussteigen zu sehen, mit denen man viele Tage lang das Brot, Zigaretten und das grünliche Niger - Wasser geteilt hatte. Das einzige echte Problem in Afrika ist für mich die Gesundheit und die Hygiene. Ohne, wie ich hoffe, hypochondrisch zu sein und selbst, wenn man schon etwas angepasst ist, habe ich mit konstanten Magenproblemen zu kämpfen. Das Wasser zu trinken, in dem sich drei Meter weiter

jemand wäscht und seine Notdurft verrichtet, und dessen Farbe vom Grünlichen ins Braune spielt, kostet anfangs einige Überwindung, selbst wenn ich versuche, es mit Chlortabletten zu desinfizieren. Man akklimatisiert sich psychologisch allerdings überraschend schnell, allerdings nicht mein Magen, der anscheinend ausgesprochen konservativ ist.



Foto 7: Mopti- Heimathafen der Pinasses

In Mopti musste ich mir mit drei anderen Passagieren ein neues Boot suchen. Eine Piroge brachte uns in zwei weiteren Tagen bis Timbuktu. Der Typ, der uns stakte, war wirklich zu bewundern. Er arbeitete sechzehn Stunden, am zweiten Tag nur

unterbrochen von kurzen Essenspausen und war dabei vielleicht 1,55m groß und wog 60 kg.

Diese Fahrt war fast noch besser, kaum ein Geräusch, nur das Eintauchen der Stange und das Plätschern des Wassers für zwei Tage, Flusspferde ziemlich nah, da kein Motor sie mehr verscheuchte. Am ersten Abend ein Sandsturm, der uns schon um 5 Uhr zwang, Pause zu machen, und am zweiten Tag Ankunft im Hafen, ein paar Kilometer von Timbuktu, bei einem unglaublichen Sonnenuntergang. Die Farben des Wassers, der grünen Flussinseln, und der immer schwärzer werdenden Haut der Pirogiere kann man sich kaum vorstellen, die Erinnerung ist vielleicht das beste Mittel, solche Bilder festzuhalten, Malen wäre auch nicht schlecht. Eine Kamera, das habe ich früher immer festgestellt und davon bin ich heute noch mehr überzeugt, entfremdet einen noch mehr von den Leuten, mit denen ich zusammenleben und die ich kennen lernen möchte, obwohl es für Andere sicher sehr schön wäre, wenn sie etwas von dem sehen könnten, was ich nur beschreiben kann.

In Timbuktu bin ich nun seit fast 14 Tagen und hatte einige der psychischen Tiefpunkte dieser Reise, ziemlich heftige Durchfälle, kaputte Füße, erfolgloses Suchen nach Lastwagen, die in Richtung Gao fahren, fast jeden Tag Temperaturen über 40 Grad. Die Stadt, die von Touristengruppen, die im Winter ziemlich zahlreich einfliegen oder mit dem großen Flussboot kommen, ist recht ungünstig beeinflusst. Fast jeder versucht, einen übers Ohr zu hauen. Kinder, die von jedem Besucher ein Cadeau (Geschenk) erwarten, mit der Begründung: „Duvabu est riche, Duvabu fabrique d'argent“. Andererseits wohne ich ganz gut bei einem alten, 76 jährigen Restaurant - Besitzer für ein paar Pfennige. Ich lebe von Beefsteak und Omelette (kaum Vitamine in der Wüste), mache Spaziergänge, lese viel, brühe jeden Nachmittag in Ruhe arabischen Tee auf (grüner Tee mit Pfefferminz -und viel Zucker) in dessen Zubereitung ich bald Experte sein werde und suche jeden Tag aufs neue hoffend weiter. Bas Ermüdende ist das tägliche "Insh-Allah" = „wenn Gott willfahren wir morgen“, der Landrover - oder Lastwagenbesitze.

In letzter Zeit hat sich meine Gesundheit wesentlich gebessert, und mein psychischer Zustand bessert sich durch das ständige Training. Ich werde hoffentlich noch unabhängiger von der exakten Ausführung von Plänen, d.h. ich werde hoffentlich noch geduldiger. Nach langer Zeit, hoffe ich in Niamey mal etwas von Post zu bekommen, hoffentlich nur günstige Nachrichten. Anschließend hoffe ich, nach Fort Lamy im Tchad weiter zu reisen.

.. alles Gute, Klaus

Brief 6a. vom 9.6.1972.

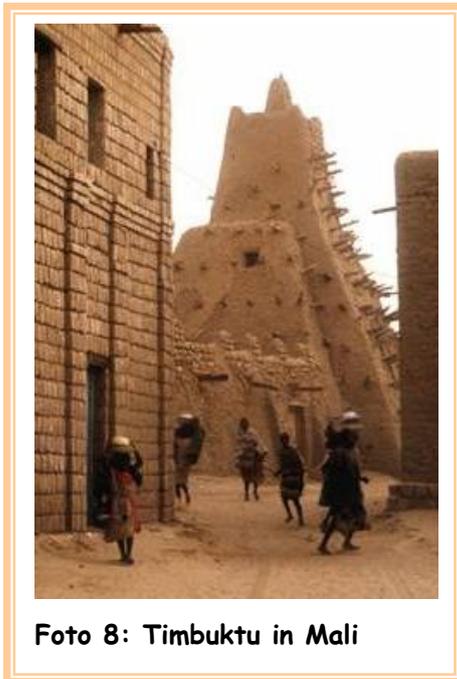


Foto 8: Timbuktu in Mali

An meinen Bruder Ulrich..

Seit ungefähr fünf Monaten unterwegs, den ungefähren Verlauf der Reise hatte vielleicht durch die Eltern mitgekriegt, bin ich in Timbuktu.. Ein paar Dutzend Europäer haben sich die Zähne daran ausgebissen, die angeblich mit Gold gepflasterten Dächer der Sahara Metropole zusehen. Von den ersten wenigen, wie ankamen, ohne von Touragegs, Peulhs oder Sanghais vorher abgemurkst worden zu sein, haben gut zwei Drittel noch nachher ihren Forscherdrang mit dem Leben bezahlt. Sie sind entweder verdurstet, an irgendeiner Krankheit in Timbuktu gestorben, oder anschließend in von einem Touaregswert aufgespießt worden. Heute werden die Schwerter in größerer Zahl an die im Winter einreisenden deutschen oder anderen Touristengruppen verkauft, ebenso wie Dolche, Kopfschmuck, Amulette. Selbst die Touaregs man die im allgemeinen denen am wenigsten anpassungsfähigen Eindruck machen (an europäische Touristengewohnheiten), sind kapitalistischen Korrumpierungsversuchen nicht gewachsen. Der ganze Stil der Stadt, das heißt der

der Bewohner mit "Duvabous"(weißen Männern), ist zum großen Teil auf kommerzieller Basis beschränkt. Die Begrüßung durch die Kinder ist: " Duvabou cadeau - Weißer Geschenk" . Das heißt nicht, dass ich nicht einige wirklich nette Leute kennen gelernt hätte, z. B. wohne ich einen alten Restaurant Besitzer der 1914 in Frankreich 14 Jahre als Chef der Männer verbracht hatte, jetzt 76 alt ist, und bei dem Klima unglaubliche Energie hat. Er stellte mir am ersten Abend eine Matte in seinem Hof zu verfügen, wo ich seit 14 Tagen gemeinsam mit seiner Frau, " 1000 " Kindern, einem Schaf und vier Hühnern wohne, die Zeit mit Tee trinken und Lesen verbringen und manchmal ziemlich enttäuscht nach Lastwagen Ausschau halte. Gestern hatte ich zum Beispiel eine psychologische Talsohle, als ein Militär Lastwagen sämtliche Leute mitnahmen, außer mir, obwohl ich den Kommandanten bald auf Knien anflehte. Der Erfolg davon war, dass er mir in Aussicht stellte, mich beim nächsten Mal einzulochen wenn ich noch mal erfrecken sollte, einen seiner Lastwagen ein paar Minuten aufzuhalten (= praktizierte Rassismus). Solche Situationen sind ziemlich deprimierend. Aber die Gewissheit dass es mal wieder besser wird und die Tatsache, was man selbst noch hier

wirklich gastfreundlich Leute trifft, lässt ein vieles vergessen. Mali ist jedoch zweifellos ein Land, man jeden unnötigen Kontakt mit Vertretern der Staatsautorität besser meidet. Solche Erlebnisse geben wie die richtige Begeisterungsfähigkeit der Lektüre eines dicken Wälzers über Anarchismus, den ein Amerikaner mir unterwegs geschenkt hat.

Überhaupt habe ich in den letzten Monaten ziemlich viel gelesen, da ein großer Teil der Zeit, die ich verbringe, in warten besteht. Das ist nicht schlecht, wenn man gelernt hat, wie Zeit ungelangweilt zu verbringen, was mir mittlerweile recht gut gelingt. Las Palmas, wo die fünf Wochen auf ein Schiff wartete, und Timbuktu waren eine gute Schule die würde nur gerne unabhängiger von dem Eintreffen und der Ausführung von Plänen werden, den obwohl ich mich kaum noch ärgere, dass ich noch nicht nach Südamerika gekommen bin, ist das ständige warten, was tagtägliche Inschallah (= wie Gott will) doch manchmal Nerven aufreibend. Drei bis vier Mal habe ich fest damit gerechnet am Abend unterwegs zu sein. Der Lastwagenbesitzer hatte sich dann noch doch anders entschieden, fuhr ohne mich ab, da er genug Passagiere hatte. Das Gute an einer Reise ist, dass die Höhepunkte höher sind als im gewöhnlichen Alltag, dafür allerdings auch die Tiefpunkte niederschmetternder. Der psychologische Rhythmus hat eine größere Amplitude, die Stimulation ist größer, es plätschert selten so dahin. Als das entschädigen ein ziemlich gelegentliche Verzicht (seit einem Monat habe ich zum Beispiel keinen Tropfen Alkohol getrunken) oder eine Andeutung von Heimweh.

Gruß Klaus